

Maria Dermoût. Der juwelenbesetzte Kamm

(aus: Maria Dermoût, *Verzameld werk*. Amsterdam/Antwerpen 2013: Querido. E-Book, blz. 318 t/m 326)

Übersetzt von Dania Schüürmann

dania@daniasschuurmann.de

I shall be satisfied when I awake, with thy likeness.

Psalm 17

Die Pferde wurden zum Stillstand gebracht, die Kutsche stand keuchend in ihren Rädern still; Kutscher und Knecht auf dem Bock begannen augenblicklich zu streiten über den einzuschlagenden Weg: eine Kreuzung, kein Wegweiser. Ein Weg auf diesem flachen, kahlen Stück Veluwe glich dem anderen. Keine Häuser, keine Bäume, zwei menschenverlassene Landstraßen, beidseitig offen daliegende Felder, alles im Schnee versunken. Ein leichter Nebel hing in der Luft und keine Menschenseele weit und breit.

Der Mann im Kutscheninneren wischte ein kleines Fenster frei, ganz beschlagen, schaute hindurch, zuckte mit den Schultern. Auf dem Bock mussten sie selbst eine Lösung finden, er wusste es auch nicht.

Früher mochte er sogar einst dieses Weges gekommen sein, womöglich gar aller Wege, nämlich im Sommer, bei gemeinsamen Fahrten »raus« (grob geschätzt gab es ungefähr sechs Ziele zum »Rausfahren«: zu Großeltern, Onkeln und Tanten), aber jetzt konnte er sich nicht an diese Kreuzung erinnern: zwei identische Straßen im Schnee, beide führten wahrscheinlich in dieselbe Stadt am Fluss Rijn, wo er hinwollte, wo seine Familie wohnte. »Meine Familie in Gelderland«, so sagte, schrieb er inzwischen: dann nahm ich Abschied von – kehrte ich zurück zu – wohnte ich ein paar Jahre bei – meiner Familie in Gelderland.

Er lehnte sich zurück in seiner Kutsche, die Scheibe beschlug erneut. Ein noch blutjunger Mann, mager und blond, mit hellgrauen Augen, in langer dunkler Marineoffiziersjacke, mit zwei Epauletten, dunklem Zweisplitz; erschöpft und schlecht sah er aus.

Er kam jetzt auch vom »Rausfahren« zurück, aus der Ferne, aus der Provinz Overijssel, wo er ein Päckchen übergeben hatte.

In der Kutsche, auf ihrem Boden, standen weitere »Päckchen« – aus dem Fernen Osten zurückkehren heißt Päckchen dabeihaben – es war allerdings nicht mehr viel übrig, wie auch, nach dem Schiffbruch!

Alles fort! Seine Muschel- und Korallensammlung von den Molukken-Inseln, die aufgespießten Schmetterlinge, die fremdartigen Insekten, die Raritäten (er war ein passionierter Sammler), bis zu den Orchideenpflanzen für eine seiner Großmütter – alles fort! Auch aus seiner Kabine – sein scharlachfarbenes Bettzeug, Bücher, Kleidung, das Tagebuch – alles fort! Nur eine Reisetasche mit dem Allernötigsten, dem Skizzenbuch, einigen in einer Dose achtlos zusammengeworfenen Kostbarkeiten (lose Perlen, ein kleiner Ring, eine goldene, filigrane Schlange, ein juwelenbesetzter Kamm, den sich Frauen in den Dutt stecken), das allein war gerettet; und dann hatte sein treuer Diener im letzten Moment doch noch zur Kiste gegriffen, die die beiden Perlmuttermuscheln auf Ebenholz enthielt (das Geschenk für seinen Vater, er war immer völlig ratlos, was er seinem Vater schenken sollte), und, nicht zu vergessen, ein *Prauw*-Boot, ein Hochzeitsboot von den Molukken, eine Elle lang, mit Masten und Flaggen und Wimpeln und mit Ruderern an den Ruderblättern und Kriegern mit Speeren, alles aus Nelkenholz gefertigt. Es war ein Wunder, doch das Boot hatte alles unversehrt überstanden, stand nun in all seiner Pracht auf dem Boden der Kutsche (für seinen jüngsten Bruder Brammetje war es zgedacht), es duftete auch immer noch so schön nach Nelke, wie er fand.

Die goldene Schlange würde er seiner Mutter überreichen; Engelina und Sophietje, die beiden Schwestern, konnten sich die Perlen teilen, sie ergäben für jede eine Brosche; nur für seinen Bruder Alexander gab es kein Päckchen, er musste ihm wohl den Ring geben – lieber nicht, aber etwas anderes war schlicht nicht übrig.

Den juwelenbesetzten Kamm besaß er nun nicht mehr (er war im Übrigen auch nie seiner gewesen), er hatte den schmalen Kamm »raus« nach Overijssel gebracht, so wie auch die bestellten Grüße vom Jungen – einem kleinen Jungen – ein Haarkamm nicht mehr.

Der Mann in der verschlossenen Kutsche hinter den beschlagenen Scheiben träumte vor sich hin, war tief in Gedanken versunken; aufzurechnen und abzuziehen, damit war er befasst.

Vier lange Jahre war er fort gewesen im Fernen Osten; hatte den Aufstand auf den Molukken von A bis Z miterlebt, seit der Machtergreifung durch die Engländer, vor allem auf der kleineren Insel Saparoea, wo es wild zugegangen war, und nun saß er zu rechnen.

Die holländische Familie des leitenden Kolonialbeamten vor Ort: Mann, Frau, vier kleine Kinder (die Frau erwartete jeden Augenblick ihr fünftes Kind), ein Kindermädchen aus Brabant, das machte 7.

Die Besetzung des Forts auf der Insel: ein holländischer Sergeant, zwei Obergefreite, ein Kanonier, ein polnischer Hilfssoldat, zwölf Soldaten von Java, 17.

Inder, Verbündete, auf der Insel (er sprach von »Indern«): ein Schreiber, der Bruder des Schreibers, ein Radja, 3.

Alle ermordet.

Die erste holländische Expedition auf die Insel – ungefähr 250 Mann (viel Marine) unter Führung eines Majors von den Landstreitkräften; nicht mehr als 30 waren in Richtung der *Prauw*-Boote entkommen; 2, sage und schreibe 2, waren lebend auf der Insel zurückgeblieben, einer hatte behauptet, Engländer zu sein, der andere verstand es, die Trommel zu schlagen, und war darüber hinaus Schneider, 250 minus 30, minus weitere 2, also 218.

Alle gefallen, niedergemetzelt.

Und dann war er in Gedanken noch nicht bei dem, was noch kommen sollte, später; dann hatte er überhaupt noch nicht an die von der »anderen Seite« gedacht (unter anderem lag eine offizielle Liste von späteren Hinrichtungen vor). Angefangen hatte es so: erst 218 und dann 3 und 17 und 7; und einzig und allein ein kleiner holländischer Junge aus der Familie des Kolonialbeamten, verwundet zwar, aber nicht tot, und ein juwelenbesetzter Kamm waren von ihnen allen auf Gottes Erden zurückgeblieben.

Der Junge wurde auf der Insel aufgefunden und von ihm persönlich zu den Großeltern väterlicherseits nach Java gebracht.

»Raus« in die Provinz Overijssel, zu den Großeltern mütterlicherseits, dorthin hatte er die Grüße des Jungen bestellt und ihnen den juwelenbesetzten Kamm ihrer ermordeten Tochter gegeben.

Die Kutsche fuhr inzwischen längst wieder auf einem der beiden Wege dahin, auf welchem, wusste er nicht, und durch die stark beschlagenen Scheiben konnte er auch nicht rausschauen und hatte auch wenig Lust wiederum zu wischen; die Stadt am Rijn konnte nicht mehr weit sein.

Er kam von weit her.

»Wo sollen wir uns denn nun heute Abend hinsetzen?«, hatte Mutter noch beim Dessert gefragt, »Etwa in den Salon? Quirien?«

»Ach Mama!«, rief Sophie, die grundsätzlich jeden unterbrach. »Warum denn bloß im furchtbar öden Salon? Warum denn nicht hier? Quirien ist doch kein Gast?«

Wenn sie abends beieinandersaßen, vor allem im Winter, fand sich die ganze Familie um den abgeräumten Tisch im Esszimmer ein.

Es war ein Zimmer mit niedriger Decke, gemütlich, mit lebhaftem Stuck, braunem Holz, einer bräunlichen Tapete mit Blumenmedaillons, dunklem Teppich, braunsamtenen Übergardinen und Tischdecke; die Stühle um den Tisch waren mit lila geriffeltem Samt bezogen. Es waren Lehnstühle und ein Paar Armlehnen wurde von zwei goldenen Delfinen gestützt. Überall strahlte es vor Vergoldetem, blitzte es vor Kupfer – die Akanthusblätter an den Tischbeinen, das Teestövchen mit weiteren zwei goldenen Delfinen, die Mahagonimöbel mit Kupfereinlassungen, an den Kanten hier und da eine sich reckende Frauenfigur. Am marmorweißen Schornstein stand eine kupferne Vasenuhr mit kupfernen Himmelssphären und einer kupfernen Sonne als Pendel, inmitten weiß-goldener Sèvres-Schalen. An den Wänden hingen alte, schon leicht vergilbte Familienporträts, des Weiteren ein einzelnes helles Blumenbild.

Von allen Zimmern im Haus saß Sophietje hier am allerliebsten. Hier stand auch das Spinett und so konnte sie immer wieder (geschwind von ihrem Stuhl aufspringend) ein bisschen »klimpern«. Sie störte damit nicht, denn sie spielte sehr gut auf dem Spinett und hielt sich nie zu lange mit einem Stück auf; so unvermittelt wie sie begann, hörte sie auch wieder auf, kam dann in Windeseile an den Esstisch zurück, um zu hören, was besprochen wurde. »Mir sagt auch nie jemand etwas«, sagte sie dann.

Die Mutter saß auch gerne im Esszimmer (vor sich das Teetablett, neben ihr auf dem Boden das Stövchen und das Körbchen für ihren Schoßhund Joli), mit den Kindern, mit ihrer eigenen Staffelei; sie malte die kleinformatigen Blumenbilder in etwas zu schrillen Farben.

Alle drei Söhne zeichneten.

Quirien, in der Ferne, zeichnete gut – nicht so gut wie Alexander –, er schrieb auch.

Alexander, Student in Leiden, setzte sich zu Hause noch mit an den Esstisch, allerdings ein wenig angeödet von der Familienzusammenkunft, und »kleckerte« vor sich hin, wie er selbst es nannte. Er machte Porträts, Karikaturen, und zwar messerscharfe, wirklich gute; von Kleckerei war nichts zu sehen.

Der Jüngste von allen, Brammetje, musste seine Hausaufgaben am Esstisch erledigen; dabei kaute er auf einer Fingerkuppe herum, schrieb und kritzelte im Stillen, zeichnete etwas an den Rand, im Stillen; sobald jemand nach ihm schaute – die nervige Sophie auch immer und ewiglich! –, zerriss er schnell alles wieder.

Engelina schließlich saß inmitten der anderen am Esstisch: Zumeist machte sie nichts, manchmal naschte sie, beim Naschen war sie blitzschnell, dann wieder saß sie ruhig da, sagte nicht viel, rührte mit einem Löffelchen ihren Tee um, blickte ins Leere – nirgends hin; sie war dunkel und von großer Schönheit.

Der Vater blieb oben in seinem Studierzimmer – ein in sich gekehrter Mann, zerstreut und doch nicht zerstreut, manchmal war kein Wort aus ihm herauszukriegen, dann wieder sprach er zu lange und ohne Unterlass oder er machte plötzlich kurze sarkastische Bemerkungen. Viel älter als Mutter unterstrich er noch sein Alter, lief in einem verschlissenen Anzug herum, zu dem er bewusst griff, wollte sein Haar nicht schneiden lassen oder sich rechtzeitig rasieren. Aber einst war er so dunkel und gutaussehend wie Engelina und Alexander gewesen, von kräftiger und kleiner Statur wie sie. Mutter, Quirien, Sophietje und Brammetje wiederum glichen einer dem anderen: schwächling und groß gebaut, mit glattem blondem Haar und grauen Augen; solch schöne Gesichter wie die anderen drei hatten sie nicht, doch sie bewegten sich gut, mühelos, flink und geradezu anmutig.

Später am Abend holte Vater sich ab und zu noch ein zweites Glas Tee oder einen warmen Punsch, mit der Brille in der einen Hand und einem Buch in der anderen, den Finger zwischen die Blattseiten gelegt, dort, wo er aufgehört hatte; er gesellte sich dann zu ihnen in seinen Lehnstuhl am Kopf des Esstisches, nahm seine Brille wieder, schlug das Buch auf, und eigentlich war es, als säße er gar nicht bei ihnen. Sophietje konnte das nicht gut haben, sie probierte dann, ihm sein Buch wegzunehmen oder setzte sich auf die Lehne seines Stuhls (sie durfte sich alles bei ihm erlauben), klopfte seinen Kragen ab, schüttelte ihn kurz aus. »Ach, liebster Père! Wo sind Sie denn schon wieder!« Wenn sie zu lange auf der Armlehne sitzen blieb, sagte einer von ihnen: »Denk an den Delfin, Sophietje!« Er hatte schon einmal nachgegeben und sie war böse hingefallen.

Die Eltern wurden durch die Kinder Père und Maman genannt.

Die ganze Familie samt aller Verwandten gehörte von alters her zu den Französischgesinnten: ehemalige »Patrioten«, während der Besetzung feurige Napoleon-Anhänger, Anti-Holländer, vor allem Anti-Engländer, früher hatten sie auch untereinander immer Französisch gesprochen, wobei das mit St. Helena im Hintergrund nun etwas abgeflaut war. Eine französische Redewendung, ein Wort hier und da, so viel war übrig geblieben: Père und Maman, für die liebenswürdigere der beiden Großmütter, welche die Orangerie besaß, Grand-maman (sie wohnte »weit raus« bei Zutphen), während die unangenehm nervtötende Großmutter, »weit raus« hinter Hummelo, Grandmère genannt wurde!

Ab und zu rutschte jemandem ein »l'Empereur« raus.

An diesem Abend, dem ersten Abend von Quirien, sollte alles so sein wie immer: nur dass Quirien und zu seiner Ehre auch der Vater im Delfinstuhl am Kopf des Tisches dabei waren. Zu seiner Rechten saß die Mutter, dann Sophietje, am anderen Ende Brammetje; auf der anderen Seite saßen Alexander und Engelina (wie immer nebeneinander).

Der Vater hatte Brille und Buch, einige lose Aufzeichnungen über dieses und jenes, vor sich auf dem Tisch ausgebreitet, las aber nicht darin. Die anderen zeichneten nicht, Engelina naschte nicht, Brammetje musste an dem Abend keine Hausaufgaben machen, Sophietje saß tatsächlich auf ihrem Stuhl; so wirkte es dann doch, als sei ein Gast zu Besuch.

Das weiß-goldene Sèvres-Teeservice wurde gedeckt, es standen Porzellanschalen mit verschiedenen Sorten Gebäck und Konfitüren auf dem Tisch (Neeltje von Grand-mère aus Hummelo bereitete hervorragende Konfitüren zu), ein Besuch zur Teezeit; es musste jetzt gesprochen werden, Geschichten mussten zum Besten gegeben werden; wenn einer eine Reise tut, dann kann er schließlich was erzählen. Quirien wollte aber lieber nicht sprechen und nichts zum Besten geben; er wollte keine Geschichte erzählen.

Sophietje war mit ihrem Stuhl schon näher an ihn herangerückt. »Schön! Da bist du also wieder, Quirien! Alle beneiden uns. Du bist der Held des Tages hier in Holland, weißt du das eigentlich? Weil du das arme liebe Jünglein auf der Insel gerettet hast, drüben.« Sie machte mit ihrer Hand eine kurze wedelnde Bewegung wie in ungefähre Ferne. »Wir brennen darauf, alles haargenau von dir zu erfahren, oder etwa nicht, Maman?«

Quirien ließ seinen Blick schweifen, den Tisch entlang, durchs Zimmer. Wie dem hier in Gottes Namen bloß entkommen.

»Sophietje«, sagte Mutter, »nun hilf mir erstmal beim Auftragen, ja?«

Sophietje stand auf. »Ja, gut, Maman«, sagte sie und trug auf.

Dann zündete sie die Kerzen an, setzte sich ans Spinett, spielte ein Stück, in dem bimmelnde Glocken erklangen. »Eine Schlittenfahrt, Quirien!«, rief sie fröhlich über ihre Schulter; es wurde eine Polka. »Das ist die Elisen-Polka, ein ganz neues Stück!« Und dann folgte ein schleppender Walzer mit Kastagnetten-Geklapper. »Souvenir d'Espagne, das wird hier im Festzelt gespielt, das ist das Allerneueste!« Mittendrin hielt sie inne und setzte sich wieder auf ihren Stuhl, sonst würde ihr Tee kalt. »Weißt du schon, dass ich im Sommer auch ins Festzelt mitgehe, Quirien?«

»Immer mit der Ruhe, Sophietje«, sagte die Mutter, »vielleicht, haben Père und ich gesagt.«

Engelina fand es nachgerade lächerlich: Sophietje ins Zelt, jetzt schon!

Quirien wartete ab, wie es weiterginge. Es ging nicht weiter. Sie tranken Tee.

Die zuvor bereits verteilten Geschenke aus dem Fernen Osten waren im Esszimmer zurückgeblieben: das *Prauw*-Boot aus Nelkenholz auf der Anrichte, das Kästchen mit den Kostbarkeiten auf dem Tisch neben dem Teetablett, die beiden Perlmuttermuscheln auf Ebenholz zu beiden Seiten der Uhr auf der Kaminkonsole.

Es handelte sich nicht um gewöhnliche Perlmuttermuscheln, »auf denen sich alle Farben des Regenbogens spielerisch für Augenblicke zeigen«; es waren gleichmäßig silberweiße Muscheln, ohne einen einzigen Farbschimmer: mondsilberne Teller wurden sie drüben genannt, so hatte Quirien es erzählt, als er sie überreichte.

Die zarten silbernen Muscheln waren nicht gut aufgehoben zwischen strahlendem Kupfer und Porzellan, passten auch nicht zum schweren schwarzen Holz. Während er seinen Tee trank, konnte Quirien den Blick nicht von ihnen abwenden, auch Sophietje neben ihm schaute darauf.

»Mondsilber«, sagte sie nachdenklich, »was für ein schönes Wort. Weißt du, dass es auch ein mondsilbernes Musikstück gibt? Die Mondscheinsonate von Beethoven, das ist das Allerneueste, neuer noch als Souvenir d'Espagne.« Und schon quatschte sie wieder los. »Ich musste es für Grand-mère in Hummelo spielen, von Anfang bis Ende, und bitte fehlerlos, von vorne musste ich anfangen, typisch Grand-mère, aber einen goldenen Dukaten hat sie mir dann doch dafür gegeben! Das ist doch richtig nett von Grand-mère in Hummelo, oder? Für dich möchte ich auch einmal die Mondscheinsonate spielen, Quirien, fehlerlos, von vorne bis hinten...« Sie wollte noch etwas hinzufügen.

»Immer gern«, sagte Quirien.

Die Mutter war verärgert. »Ach Sophietje, jetzt hör aber auf!«

Der Vater sagte: »Ich denke, dass Grand-mère in Hummelo besser mit goldenen Dukaten versorgt ist als dein ältester Bruder Quirien, Sophietje«, und grinste.

Sophietje war dagegen schon beim nächsten Gedanken. »Engelina, was für Broschen sollen wir von unseren Perlen machen lassen? Dürfen wir uns die Perlen noch einmal angucken, Maman?« In lieblichstem Ton bat sie darum.

Die Mutter öffnete das Kästchen und holte die kleine goldene Schlange, den Ring, die losen Perlen aus dem Umschlagpapier ins Lampenlicht auf die samtene Tischdecke.

Engelina spitzte die Lippen. »Von meinen Perlen lasse ich mir Ohringe machen«, sagte sie; sie legte einen Zeigefinger und Daumen an ein Ohrläppchen unter ihren braunen Locken und an die Rundung ihrer Wange. »Lange Ohringe«, sagte sie bedächtig, »so in etwa, oder was denkst du, Alexander?«

»Halte ich für eine ganz dumme Idee!« sagte Sophie brüsk.

Quirien ließ die goldene Schlange durch seine Finger gleiten; an ihrem Schwanzende gehalten und in Bewegung gebracht, glitt die Schlange seitwärts oder machte Wellenbewegungen nach vorne, erhob, wie ein kleiner Drache, immer wieder kurz den Kopf.

Mutter verfolgte das. »Hübsch, Quirien«, sagte sie; doch das kleine weiße Hündchen Joli auf ihrem Schoß erhob sich plötzlich und kläffte wütend die sich bewegende Schlange an. Alle lachten.

Sophietje sprang auf, nahm sich das Hündchen und tanzte mit »der engelsgleichen Joli« in ihren Armen durchs Zimmer.

Quirien hatte die Schlange wieder hingelegt, erst einige Zeit später nahm er den Ring, einen schmalen Goldring mit einem runden weißen Stein, so etwas wie einem Glücksbringer, und tickte damit gedankenverloren auf die Tischdecke – mit dem jetzt Alexander gehörenden Ring, dem Ring eines Sultans – aber das hatte er nicht erwähnt, als er ihn überreichte.

Während sie dort in der Bucht der großen Insel Ambon mit ihrem Schiff auf die Hilfstruppen gewartet hatten, um dann die kleineren aufständischen Inseln anzugehen, waren einige durch die Engländer verbannte einheimische Fürsten zu ihnen zum Logieren an Bord gekommen; es hatte noch nicht genug Zeit gegeben, um sie in ihre Ländern zurückkehren zu lassen.

Einer von ihnen kam mit prunkvollem Geleit an Bord, einer größeren Anzahl an Untergebenen und Frauen: der auf Java residierende Sultan Sepoeh, ein freundlicher Greis, der gerne bei Quirien in der Kabine einen Tee trank, Konfitüren zu schätzen wusste (Quirien hatte damals noch alle möglichen Konfitüren, Mitbringsel von »meiner Familie in Gelderland«). Eine junge javanische Frau hohen Adels, messertragend, war immer in seiner Begleitung; sie, Anführerin der weiblichen Leibwacht des *Kraton*, des Herrscherhofs (dort gab es keine Leibwacht, kein *Kraton* mehr), in einen bis auf die Füße fallenden braungelben Batik-Sarong gekleidet, ein schwarzes Tuch um die Brüste gebunden, das pechschwarze Haar geölt und in einem Dutt glatt zusammengenommen, das offene Messer mit dem feuerroten Schaft in der Hand, durfte den Sultan nicht alleinlassen.

»Eine Amazone, rank und schlank, von großer Schönheit«, hatte er in seinem Tagebuch notiert.

Ein einziges Mal hatte der Sultan sie dann doch weggeschickt und war allein mit ihm in der Kabine geblieben, beim Tee, bei den Konfitüren, und hatte ihn gefragt, ob er wohl noch beizeiten in sein Land zurückgeschickt werden würde; beizeiten für sein Begräbnis, so hatte er das gemeint.

»Ich habe nicht etwa Angst, mein Herr, Angst habe ich keine, nur vorm Meer.« Er hatte sich ans Bullauge gestellt und nach der Bucht Ausschau gehalten, nach dem Meer zwischen diesem Land und seinem Land, wo er begraben werden musste; das bleiche Greisengesicht unter dem streng gefalteten dunkelblauen Kopftuch hatte sich wunderbar

schön abgehoben vor dem helleren Blau von Bucht und Himmel; den Ring hatte der Sultan ihm bei dieser Gelegenheit vermacht. (...)